



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Allerhand Musikunfug.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Allerhand Musikunfug.



Es giebt bekanntlich offene Kunstverächter, nüchterne Köpfe, die zwar an ihrem Plaze brav und redlich das ihrige thun, denen aber die Natur das spezifische Organ vorenthalten hat, vermittelst dessen es allein möglich ist, die Werke der reinen Schönheit zu verstehen und aus ihnen geistigen Nutzen zu ziehen.

Gelegentlich rekrutiren sich aus ihren Kreisen die tolln Gesellen, welche in Tempel und Bibliotheken die Brandfackel werfen und einen Bildersturm arrangiren; in ruhigen Zeiten sind sie jedoch ungefährlich. Viel mehr als durch sie wird Wirkung und Entwicklung der Kunst durch ihre falschen Freunde gehemmt und geschädigt, durch einen Troß von Spekulanten und Narren, die sich in der Öffentlichkeit lärmend als Priester der Kunst geriren.

In der Musik, als der zur Zeit verbreitetsten Kunst, ist auch die Zahl dieser falschen Freunde am größten. Sie lärmn vordringlich um sie herum und sind in erster Reihe daran schuld, wenn Mißbräuche und Vorurteile, von denen wir die Pflege der edeln Tonkunst begleitet sehen, nicht als solche erkannt werden. Wir können hier nur vor einem Teil des gemeinschädlichen Musikunfuges warnen. Um aber dabei der gründlichen Methode doch wenigstens unsern Respekt zu erweisen, beginnen wir ab ovo, d. i. mit der musikalischen Erziehung.

In den Inseratenspalten unsrer großen und mittlern Lokalblätter findet sich eine in der Regel gutbesetzte Rubrik, in der gebrauchte Klaviere angeboten oder „gefragt“ werden. Wer sich einmal die Mühe nimmt, eine solche zerstreute Ausstellung in Augenschein zu nehmen, wird darüber erstaunen, wie groß unter der Menge der angebotenen Instrumente die Zahl der wirklich ausgedienten ist. Längst erloschene Firmen (Wiener), aufgegebene Formen tauchen auf, und unter den modernen Pianinos erscheinen Exemplare von mitleidswerter Altersschwäche. Ihre Tasten hinken und sinken, kein Stimmstock steht mehr fest genug, um Saite und Ton zu halten. Und doch werden viele dieser ehrwürdigen Kandidaten für musikalische Altertums Museen immer noch einmal im Dienst gestellt. Für wen wohl? „Nur für Mariechen, Karlchen zc.“ „Es“ — oder auch „man“ drängt die lieben Kleinen zur Musik. Da lautet nun eine alte Tradition: „Für Anfänger braucht man kein so gutes Instrument.“ Das soll vernünftigerweise heißen: keins von der Sorte zu tausend und fünfzehnhundert Thalern, wie sie für den Gebrauch in großen Konzertsälen verwendet werden. Aber leider machen viele Eltern daraus: ein schlechtes Instrument genügt.

Damit wird das junge Tontalent ruinirt, wenn es nur schwach ist, und das starke mindestens gefährdet; das Geld aber ist hinausgeworfen. Dem gegenüber machen wir darauf aufmerksam, daß die Anschaffung eines brauchbaren, neuen Instruments in neuerer Zeit sehr erleichtert ist, indem viele Fabrikanten und Händler gegen kleine und bequeme Ratenzahlungen verkaufen. Auch wäre für die reinen Fingerzwecke die allgemeine Einführung stummer Klaviaturen zu empfehlen. Das würde eine Wohlthat für die väterliche Kasse und auch für die Hausgenossen der angehenden Kunstjünger sein. Wir würden noch an die kleinen tragbaren Klaviere erinnern, welche im 17. und 18. Jahrhundert für den Privatgebrauch gebaut und benutzt wurden, wenn wir für derartige Vorschläge bei den Instrumentenbauern ein geneigtes Gehör voraussetzen dürften. Bei diesen aber steht zur Zeit nichts fester als die Idee, daß ein rechtschaffenes Klavier unter sieben Oktaven nicht zu denken sei. Unser Pianofortebau hat im letzten Jahrhundert in Bezug auf Größe und Modulationsfähigkeit des Baues erstaunliche Fortschritte gemacht, die ausschließliche Verfolgung dieses Zieles hat aber auch eine Kalamität hervorgerufen, unter welcher das Publikum stark mitleidet. Auf keinem Gebiete der Industrie kann der „Kampf ums Dasein“ stärker wüten als in der gegenwärtigen Pianofortefabrikation. Da alle dieselbe Straße ziehen, so ist der Platz sehr schmal geworden. Wer vorwärts kommen will, braucht eine Unterstützung von der Seite her; auch die tüchtigsten und genialsten Klavierfabrikanten können der Reklame und der Agitation der Presse nicht entraten. Daß deren Gunst aber immer auf den würdigsten feile, kann man nicht verlangen.

Vor einigen Jahren that sich in einer sächsischen Residenzstadt eine neue Pianofortefabrik mit größtem Pomp auf. Bis in die kleinsten Winkelstädtchen des musikalischen Deutschlands waren die Prospekte des neuen Etablissements verbreitet worden, am Orte selbst führte Herr Levysohn — wie wir ihn nennen wollen — einen Hauptkoup dadurch aus, daß er einen eignen und schönen Konzertsaal einrichten ließ, der den Klaviervirtuosen gratis zur Verfügung gestellt wurde, natürlich mit dem Vorbehalt, daß sie Instrumente von Levysohn spielten. Die Zeitungen der Residenz brachten wenn nicht tägliche, so doch wenigstens wöchentliche, die auswärtigen Journale und Lokalblätter monatliche Bülletins über die glänzende Entwicklung der Firma Levysohn. Der Erfolg blieb auch nicht aus. In jeder Stadt bemühte sich ein oder der andre Pianofortehändler um die Vertretung von Levysohn; war in einem Hause Bedarf nach einem neuen Klavier, so wurde der Musiklehrer über die phänomenalen Erzeugnisse des Hauses L. interpellirt. L. würde heute unter den „Spitzen der Klavierfabrikation“ der Unsterblichkeit sicher sein, wenn er neben seinen großen geschäftlichen Fähigkeiten noch das kleine Talent besessen hätte, auf die Haltbarkeit seiner Instrumente zu sehen. Dem war aber nicht so, und darum endete die junge Herrlichkeit schnell mit einem eklatanten Bankrott.

Aber auch die soliden Pianofortebauer greifen zu exorbitanten Mitteln. Kleine Anzapfungen der Konkurrenten in der Presse wollen wir nicht mitrechnen; sie sind vielleicht wenig kostspielig. Die üblichen Schenkungen von Prachtinstrumenten an berühmte Künstler und ganzer Garnituren von Flügeln an Konservatorien und Musikschulen geben schon eine bessere Perspektive auf den Geschäftsaufwand der Firmen, welche der Rubrik der „renommirten“ zustreben. Von dem Leiter einer endlich und auch verdienstermaßen hochberühmt gewordenen Pianofortefabrik geht die verbürgte Sage, daß er, um seine Instrumente bekannt zu machen, die Administration eines notleidenden Konzertinstituts und die Deckung des von diesem alljährlich produzierten nicht unbeträchtlichen Defizits auf sich genommen habe. Die befreundeten Reporter haben nicht veräußert, den Fabrikanten ob dieser Uneigennützigkeit nach Gebühr zu preisen und als einen edeln, wahren Mäcen der Kunst zu feiern.

Einzelne Fabrikanten hat die Sehnsucht, das Interesse des Publikums auf sich zu ziehen, auf gute Erfindungen gebracht, aber auch auf barocke Einfälle. Der Ausstattungsteil der Instrumente ist im Durchschnitte ein viel zu luxuriöser, und nicht mit Unrecht werden die Pianinos von manchen Spöttern als Möbel und nicht als Musikinstrumente kritisiert.

Wenn es so fortgeht wie bisher, wird in dreißig bis fünfzig Jahren die gesamte Pianofortefabrikation einem Duzend Weltfirmen zugefallen sein, die sich dann untereinander aufzehren mögen. Mit Bedauern haben wir im letzten Jahrzehnt die Beobachtung gemacht, daß eine alte, solide Firma um die andre den Betrieb eingestellt hat, weil sie um der großen Matadore willen von den kaufenden Kreisen vernachlässigt wurden. „Internationale Bedeutung“ ist das stille Lösungswort in den Kreisen der Fabrikanten, und durch Medaillen und Ausstellungsprämien nähert man sich am kräftigsten der Erfüllung dieses Herzenswunsches. Musikalische Preisrichter haben einen schweren Stand gegenüber den versuchten Freundschaftsbezeugungen der Klavierfabrikanten, die je nach Bildung bald feiner, bald plumper zu Werke gehen. Ich will nicht sagen, daß man den Diplomen, welche Fabrikanten von Ausstellungen heimbringen, prinzipiell mit Mißtrauen begegnen solle. Man lege aber auch nicht unbedingten Wert darauf. Bei einer großen internationalen Ausstellung im Jahre 187? waren für Klaviere drei erste Preise festgesetzt. Um diese drei Diplome stritt die vielköpfige Jury so hartnäckig nach dem Grundsatz „Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden,“ daß, um zu einem Ende zu gelangen, der Ausstellungscommission nichts übrig blieb als die Zahl der ersten Preise zu vermehren und sie der Ziffer der Preisrichter gleichzumachen. In der Pianofortefabrikation wird auf Leben und Tod um den Vortritt gekämpft — das scheint ausgemacht. Wer aber bezahlt die Kriegskosten? Das verehrte Publikum. Kaum ist es übertrieben, wenn man annimmt, daß der Privatmann sein Klavier durchschnittlich um 200 Mark zu teuer kauft. Diese Summe scheint eher zu niedrig gegriffen.

Sie repräsentirt den Reingewinn, welchen die Besitzer der Pianofortemagazine und andre Zwischenhändler pro Instrument einheimfen. Ein schönes Geschäft — also! Zuweilen zahlen die Fabrikanten auch die nämliche Summe an Musiklehrer und andre Fachleute von Einfluß für die bloße Rekommandation! Auf diese Weise erklärt es sich, daß, obgleich die Herstellungskosten im Laufe der letzten 150 Jahre sich bedeutend verringert haben, der Preis der Klavierinstrumente noch genau so hoch ist wie in der Zeit Gottfried Silbermanns! Wie sich das Publikum gegen diese Übervorteilung schützen soll, wissen wir nicht anzugeben. Gut ist es, wenn es Kenntnis von der Lage der Dinge erhält.

Kehren wir inzwischen zu unserm Thema von der ersten musikalischen Erziehung zurück. Ebenso wie mit den Instrumenten vergreift sich ein beträchtlicher Teil den Eltern in der Wahl der ersten Lehrer. Insonderheit gehört der Klavierunterricht für Anfänger unter diejenigen Leistungen, welche an die Mindestfordernden vergeben werden. Vor vierzig, fünfzig Jahren zahlte man für eine solche Stunde fünfundzwanzig Pfennige, in kleinen Städten einen Sechser oder einen Schilling. Mit der Zeit ist dieser Honorarsatz vorwärts geschritten und schwankt augenblicklich nach unsern Ermittlungen zwischen einer halben und anderthalber Mark. Wer den genannten Maximalbetrag anlegen will, findet geschulte Klavierlehrer zu seinen Diensten, da viele Konservatorien in neuerer Zeit eigne Kurse eingerichtet haben, in welchen den Zöglingen die für den Unterricht von Anfängern nötige Methodik gelehrt wird. Wer durch sein Budget auf billigere Kräfte verwiesen wird, halte unter Orchestermusikern und Konservatoristen Umschau nach geeigneten Kräften. In Orten, wo Seminarier und Schülerchöre bestehen, giebt es unter den gereiftern Angehörigen dieser Institute manches musikalische Lumen, dem man den ersten Unterricht getrost anvertrauen darf. Große Vorsicht hingegen empfehlen wir bei der Bestellung von Damen. Das ist sehr ungalant und anscheinend auch ungerecht. Gewiß ist der Prozentsatz guter Musiklehrerinnen in der neuen Zeit erfreulich gewachsen, aber immer noch ein großer Rest von Pflückerinnen schlimmster Art übrig. Unmusikalische Eltern greifen mit Vorliebe nach ihnen. Sie haben soviel gewinnendes und verstehen es, den Unterricht anfangs so „angenehm“ zu machen! Keine Spur von Skalen, Fingerübungen und andern pedantischen Plagereien! Nur schöne Stückchen, namentlich die so beliebten Transkriptionen, Fantasien und Potpourris, aus einer sentimental Melodie mit fadem Figurenputz bestehend. Gewöhnlich werden im Laufe des Jahres zwei solcher Meisterwerke bewältigt, eine „Überraschung“ für Mama und Papa zum Geburtstag. Dann und wann haben auch die Mütter die Ehre, ihre Töchterchen in einem „Schülerkonzert“ bewundert zu sehen. Fatal ist nur bei diesem Unterricht, daß das Interesse der Schülerinnen abnimmt, statt zu wachsen. Bei Beginn der Tanzzeit hängen sie das Klavierspiel völlig an den Nagel und wollen von Musik nichts mehr wissen. Höchstens gehen sie unter die Kritiker, besuchen die Konzerte nicht aus innerem

Kunstbedürfnis, sondern weil es so Brauch ist und einen ausgiebigen Stoff zur Unterhaltung für die Thee- und Kaffeegesellschaften abgiebt.

Unter zehn jungen Damen, die scheinbar ein musikalisches Gespräch führen, wird man kaum eine vergeblich nach dem augenblicklichen Aufenthalte von Teresina Tua fragen, aber wahrscheinlich alle vergeblich nach dem Anfang von Schuberts „Wandrer“ oder „Erbkönig“, dem Anfang der „Don Juan“-Overtüre u. s. w. Diese Thatsache ist ziemlich charakteristisch. Sie wirft ein Licht auf die ungeheuerliche Position, welche der Kunstklatsch im gesellschaftlichen Leben einnimmt. Die Zeitungen füllen ihr „Vermischtes“ Woche für Woche mit Anekdoten und winzigen Notizen über allerhand Virtuosen. Heute lesen wir einen Kalauer des berühmten Klavierspielers und Konzertredners v. B., morgen einen kleinen Aufsatz über das „Lieblich“ der Frau Lucca. Es ist darnach! Wie kann man dem Publikum solche Nichtigkeiten bieten, und wie kommen verständige Redakteure dazu, dieser demoralisirenden Unsitte fortwährend Vorschub zu leisten? Sie muß dahin führen, daß die Grenzlinie zwischen Künstlern und Gauklern verwischt wird. Schiller ruft den Künstlern zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie!“ Die Künstler vom Theater und von der Musik scheinen aber vielfach Not damit zu haben, daß sie nur die eigne Würde bewahren. Es ist keine Seltenheit mehr, daß (jüdische) Konzertagentinnen junge Sängerinnen und Pianistinnen mit Berufung auf die äußere Erscheinung der Damen empfehlen, dem Rezensionshefte ist die Photographie vorgeedruckt. Ein Herr Fuzuß hat die Geschichte des Neumannschen „Wagnertheaters“ geschrieben. Sie besteht aus einer Reihe von Berichten über das Auftreten der Gesellschaft in den einzelnen Städten, die im gemeinsten Rezensentenjargon verfaßt sind. Dieser noble Geschichtschreiber, welcher inzwischen auch Theaterdirektor geworden ist, hat sich entblödet, eine größere Anzahl seiner Kunstberichte damit einzuleiten, wie die Reicher-Kindermann „ausgesehen“, was sie für Stoffe getragen habe zc. Wir haben bis jetzt aber nur Lobenswerthes über das schamlose Machwerk gelesen — wohl möglich, daß es im Publikum starken Absatz gefunden hat. Denn das Publikum scheint das Gefühl für dieses unwürdige Treiben verloren zu haben. Es bevorzugt entschieden die sentimentale, sensationelle und phrasenhafte Kunstliteratur. Diejenigen Musikzeitungen, welche den Notizenkram am ärgsten treiben, sind die gelesensten. Eine vor wenig Jahren erst gegründete macht das Novellen- und Anekdotengenre zu ihrer Spezialität. Die Parole ist hierbei: Romantisch um jeden Preis. Eine Nummer dieses Blattes teilte neulich „Züge aus dem Leben“ eines berühmten Tenoristen mit. Der betreffende Sänger war Mediziner, ehe er zur Bühne überging; es macht sich aber effektvoller, wenn er Schneider gewesen wäre, und so macht ihn jener Aufsatz zum Schneider. Als ständige Wohnung wird dem Künstler das Schuldgefängnis angedichtet, und der regelmäßige Bezug seines Kleingeldes erfolgt durch Gewalttreiche. Der Sänger lebt noch, kann also jeden Tag

dieser Karikatur seines Künstlerlebens ein Dementi entgegenzusetzen. Wenn nun mit dem grünen Holze so umgegangen wird, kann man sich einen Begriff davon machen, wie die Darstellungen der Personen und Ereignisse ausfallen, welche ältern Perioden angehören. Nach dieser Auffassung sind die großen Tonwerke alle die Resultate von Lebenskatastrophen ihrer Schöpfer; keine Mondscheinsonate ohne eine tüchtige Liebschaft, kein Stabat mater ohne einen politischen Mord. Die Phantasie der guten Elise Polko hat die Musikgeschichte mit Astorgagestalten und Faustinen reichlich bevölkert. Wir hätten aber doch im Leben nicht erwartet, daß diese kindliche Geschichtsverfälschung noch heute lebensfähig sein und gar noch Schule machen könnte. Und doch ist es so. Eben ergeht ein Preisanschreiben für eine musikalische Novelle im Volkostile (unter den Preisrichtern ist Felix Dahn!), und die betreffende Musikzeitung hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens 40000 Abonnenten gefunden. Das Gegenstück dazu: in derselben Zeit ging die gebiegne „Allgemeine Musikalische Zeitung,“ welche von F. Chrysander redigirt und zur Hälfte selbst geschrieben wurde, ein. Wie viele unter jenen vierzigtausend mögen zum schönen Geschlechte zählen? Damen sollen gerne lesen, was von Damen geschrieben ist. Daraus erklären sich wohl auch die mehrfachen Auflagen gewisser Leipziger „Musikalischen Studientöpfe,“ die einander über Gebühr ähneln. Frau Giffpoff und Frau Schumann sind kaum von einander zu unterscheiden. Liszt erhält das übergerüttelte Maß von Bewunderung wie S. Bach. Aber man findet sie „schön geschrieben.“ Was der schöne Stil doch alles bemäntelt! Er hat etwas Fascinirendes. Es giebt Musterkritiker, die seit zwanzig Jahren kein vernünftiges Urtheil mehr produziert haben, aber die „Schönheit“ ihrer Sprache scheint sie unsterblich zu machen. Sie füllen ganze Provinzen mit den Ablegern ihrer Eloquenz — weit in Hinterpommern lasen wir in einem Konzertbericht von dem gepanzerten Rüstzeug eines Tenoristen — das soll heißen von der starken Stimme — getreu nach dem Berliner Muster. Ein gutes Drittel sämtlicher musikalischen Lokalreferenten schreibt: „Fast unmöglich will es uns dünken“ statt: „Es will uns fast unmöglich dünken“ — getreu nach dem Berliner Muster.

Auf die partie honteuse des musikalischen Referententums hat im Sommer dieses Jahres der Prozeß Hartmann in Dresden ein grelles Licht geworfen. Welches Maß sittlicher Niedrigkeit auf beiden Seiten, auf der des Bestechlichen und der der Bestecher! Es ist sehr wahrscheinlich, daß jener Ehrenmann sich mit dem Gefühle trösten kann: „Andre sind nicht besser als ich.“ Andre bringen ja zu dem gleichen Defekt an Charakter noch ein ebenso großes Manko an Bildung und Kenntnissen mit. Vor uns liegt eine kleine Blütenlese von Ausbrüchen der Unwissenheit aus Musikberichten, in verschiedenen Städten Deutschlands aus den Spalten der Tagesblätter gesammelt. Da wird Bachs Weihnachtsoratorium für melodios erklärt, an einer andern Stelle wünscht der Radamanthus

statt der Ouvertüre Beethovens „Zur Weihe des Hauses“ lieber eins von den letztern Werken dieses Meisters zu hören — und jene ist doch opus 124. Ein anderer konstatiert, daß ein Sänger fortwährend um  $\frac{1}{4}$  Ton detonirt habe — beneidenswertes Ohr! Aus allerhand Büchern gestohlene Sätze mit eignen Redensarten verbunden, aus denen die Blöße hervorsieht. Und namentlich ein Lokalpatriotismus von erstaunlicher Macht! Wie viele Tonkünstler, Sänger, Klavierspieler ersten und allerersten Ranges müßten in Deutschland leben, wenn alle diejenigen in die Kategorie der Ausgezeichneten gehörten, die am Orte ihres Wirkens von den befreundeten Referenten dafür erklärt werden. Wir wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und den Anschein erwecken, als sei von der musikalischen Lokalkritik prinzipiell nichts zu halten. Nur an die Redaktionen der Tagesblätter möchten wir die Bitte richten, sich ihre Leute nach Charakter und Intelligenz, allgemeiner und Fachintelligenz, einmal etwas näher anzusehen. Bäckermeister, Milchhändler, Studenten, aktive Musikalienhändler, stellenlose Kaufmannsgehilfen u. s. w. scheinen uns doch nicht die geeigneten und berufenen Kräfte zu sein.



## Piepmayers sel. Erben.



n den Tagesbefehlen über die Einreihung der Herren Sezessionisten in das Regiment Richter-Mameluken fand ich auch den Namen des Herrn Wigard, von dem ich geglaubt hatte, er ertheile längst den lieben Engeln Unterricht in der Stenographie; und er lebt nicht nur, er hat auch nach seiner feierlichen Erklärung seit 1848 nichts gelernt und nichts vergessen. Wie doch ein Name plötzlich eine ganze Zeit vor uns lebendig machen kann! Und als in langer Reihe die bunten Gestalten aus den Flitterwochen des Frankfurter Parlaments an mir vorüberzogen, da seufzte ich, wie schon so häufig: „O, daß in dem Drange der Ereignisse der würdige Abgeordnete Piepmayer so schnell unverdienter Vergessenheit überantwortet worden ist, dessen in lustigen Zeichnungen dargestellte Leben und Thaten doch alles Reelle waren, was mancher zur Rettung Deutschlands ausgezogene mit heimbrachte.“ Schwermütig las ich weiter, und die Zeitung versagte mir nicht den Trost. Ja ja, er lebt noch — oder wenn nicht er selbst, eine zahlreiche, des Ahnherrn würdige Nachkommenschaft. Piepmayer ist unsterblich. Die Interpellation des Abgeordneten Zelle und die Rede seines Kollegen Hänel scheinen wörtlich aus Piepmayers hinterlassenen Papieren ab-